Ketten steigt die Sierra madra oriental gegen das Innere an, von Flüssen durchbrochen und so einen Wechsel von Quer- und Längstälern zeigend. Zwei Eisenbahnlinien führen heute von Vera Cruz und Tampico alte Wege benutzend in kühnen Bauten nach den Hochebenen hinauf, deren Rand an einzelnen Stellen durch Vulkane, wie den Pic von Orizaba bezeichnet werden. — Verschieden nach Aufbau, Form und Klima sind die Hochebenen des N. und S. Im Süden verhältnismässig schmal, meist von vulkanischen Bergen begrenzt, im Norden weit und von Kalkketten von einander getrennt. Als Typus der südlichen kann das Tal von Mexico City, das alte Gebiet von Anahuac dienen, mit seiner Fülle von historischen Erinnerungen. Der Vulkanismus, dessen Besprechung hier eingeschaltet wurde, tritt in allen Formen, vom tätigen Vulkan bis zur Geysis auf. Besonders interessant und durch ihre schönen Formen auffallend sind der Popocatípetl, der Iztaccihuatl und der heute noch tätige Volcán de Colima.

Einen Typus der nördlichen Ebenen bildet das Bolson von Mapimi, mit seinen umgrenzenden Kalksierren am Rand, und mit seinen fast wüstenhaften Gebieten im Innern, die während der Regenzeit stellenweise überschwemmt sind.

Charakteristisch für die Vegetation des Innern sind die Cacteen, die Agaven, von denen die Agave americana der Herstellung des Pulque dient, die Ynna und im Norden die Formationen der Mezquite-Steppe, die schliesslich in Krautsteppe und Wüste übergeht.

Ähnlich der Sierra des Ostens ist die Sierra madre occidental, die vor allem die Stelle des gewinnbringenden Bergbaues des Landes ist, und in der die altberühmten Silberfundstätten liegen.

Nach dieser Schilderung der verschiedenen Teile des Landes zeigte der Vortragende noch einige Bilder der Siedlungen und Bewohner, die das Festhalten an der altübernommenen Lebensweise erkennen liessen. Ein Hinweis auf die Stellung der Deutschen in Mexico schloss den Vortrag.

Homerische Frauengestalten.

Vortrag des Provinzialschulrats Professor Dr. Cauer zu Münster.

(Auszug.)

Auf die Frage, wer Homer eigentlich gewesen sei, sind schon sehr verschiedene Antworten gegeben worden; u. a. neuerdings von einem englischen Gelehrten die, dass jedenfalls die Odyssee von einer Frau verfasst sei. Wie konnte ein solcher Gedanke entstehen? Doch nur aus der Art, wie Homer weibliches Wesen zu schildern weiss. Dies führt auf eine genauere Betrachtung der Frauengestalten, die er gezeichnet hat.

Modernem und bürgerlichem Empfinden am nächsten steht Penelope, die Gattin und Mutter, die in einen Widerstreit der Pflichten gestellt ist. Sie soll dem Gemahl die Treue bewahren; und doch hat er selbst ihr befohlen, sobald der Sohn erwachsen sei, eine neue Ehe einzugehen. Dass ihr

Zaudern für Telemach den Eintritt in den väterlichen Besitz hinausschiebt, ist ihr wie dem Sohne deutlich bewusst. Im letzten Augenblick, als die 20 Jahre, die sie warten soll, beinahe um sind, kommt Odysseus als Bettler verkleidet zurück. Der Dichter erzählt ein Gespräch, das die Königin mit dem Fremden hat, und in dem dieser den Gedanken, er sei selbst der heimgekehrte Gatte, so nahe legt, dass wir uns fast wundern, wie sie ihn trotzdem nicht erkennt. Erst im Traum der folgenden Nacht ist der störende Eindruck der hässlichen Bettlergestalt verwischt, und sie glaubt dass der Verlorene wieder neben ihr ruhe. Aber noch muss die schwere Arbeit des Kampfes gegen die Freier getan werden, ehe die beiden Gatten wieder vereinigt sind.

Ist Odysseus der Gemahlin seiner Jugend ebenso treu gewesen, wie sie ihm? Nein. Unsterblich schöne Frauen haben seine Liebe begehrt und genossen. Die Zauberin Kirke im fernen Märchenlande und die auf einsamer Insel im Weltmeer lebende Nymphe Kalypso zeigen untereinander so viele verwandte Züge, dass man auf die Vermutung geführt wird, eine sei der anderen nachgebildet. Kirke, die Schwester des Äetes, des Königs von Äa von wo einst das goldene Vliess geholt wurde, des Vaters der Medea, ist örtlich und verwandtschaftlich in der Sage befestigt, während Kalypso, die „Verhüllerin“, ohne Zusammenhang dasteht. So lässt sich die Vermutung nicht abweisen, dass Kalypso eine frei erfundene Nachbildung der Kirke sei. Aber dann ist es eine psychologisch vertiefte Nachbildung. Besonders rührend wirkt die Scene, in der sie einen letzten Versuch macht, den geliebten Mann, den sie nach dem Willen der Götter entlassen muss, doch noch zu freiwilligem Bleiben zu bewegen. — Von Liebe zu Odysseus ergriffen wird auch Nausikaa, die anmutige Tochter des Königs Alkinoos. Durch die Scene, in der sie dem gestrandeten hülflosen Helden gegenübertritt und Rettung bringt, ist bekanntlich Goethe angeregt worden, eine Tragödie „Nausikaa“ zu planen; er hat den Plan aber nicht ausgeführt, weil ihm bei dem Versuche doch fühlbar wurde, dass für eine tragische Verwickelung die Elemente hier nicht gegeben sind.

Die würdevolle und mutige Haltung der Königstochter hebt sich sehr deutlich ab gegen das ausgelassene und nachher furchtsame Wesen ihrer Mägde. Überhaupt hat der Dichter es verstanden auch dienende Frauen charakteristisch zu beschreiben; so, im Hause des Odysseus, die leichtfertige Dirne Melantho, die es mit den Freiern hält, und die treue Amme des Odysseus, Eurykleia, die einzige, die den spät Heimkehrenden, der durch Alter und Leiden entstellt ist, zu erkennen vermag. Auch in der Ilias treten Kriegsgefangene in der Stellung von Sklavinnen auf. Im Zelte des Achilleus klagen sie, Briseïs voran, um den gefallenen Patroklos — dem Namen nach, fügt der Dichter hinzu, in Wahrheit eine jede um ihr eigenes Leid. Auch nach der entgegengesetzten Seite, nach oben, den Kreis der homerischen Frauen zu erweitern und die Bewohnerinnen des Olymp mit hereinzuziehen, würde über den Rahmen dieses Vortrages hinausgehen. Nur eine Göttin in der Ilias mutet uns ganz menschlich an: Thetis, Achills Mutter, die sich doch

an dem Tatenruhm ihres Sohnes nicht zu freuen vermag, weil sie weiss, ein wie kurzes Leben dem Helden beschieden ist.

Ergreifender freilich als ihr Los ist das der greisen Königin Hekabe, die von der Mauer herab mit Augen sehen muss, wie ihr tapferer Sohn vom Feinde erschlagen und grausam geschändet wird. Indem der Dichter diese Scene und den Jammer der Eltern schildert, hat er seinen Zuhörern eine Steigerung noch aufgespart. Er erzählt, dass Hektors Gattin von dem Schrecklichen bisher nichts weiss, sondern daheim ihn erwartet. Wir erinnern uns der ernsten, doch fast heiter ausklingenden Begegnung zwischen beiden, die an einer früheren Stelle des Epos, zusammen mit anderen friedlichen Bildern, als wohltuende Unterbrechung in die Reihe der blutigen Kämpfe eingeschoben war, jenes berühmte Gespräch, das irrtümlich oft als Abschied Hektors von Andromache bezeichnet wird, während es mit seinem rührenden Wechsel der Stimmungen nur dann recht verstanden werden kann, wenn man es so nimmt, wie der Dichter es gibt, als gelegentliches Zusammentreffen im Verlauf der Ereignisse. Jetzt, als Hektor gefallen ist, wird Andromache durch lautes Klagegeschrei, das von draussen ertönt, aufgeschreckt. Sie eilt auf die Mauer und erblickt ihren Geliebten, wie er, mit den Füssen an den Wagen des Siegers gebunden, durch den Staub geschleift wird. Die Worte der Klage, die ihr der Dichter hier und später bei der Bestattung geliehen hat, gewähren einen Einblick in das jammervolle Los, das jene rauhe Zeit den Frauen und Kindern eines besiegten Volkes auferlegte, einen Einblick zugleich in die tiefe Seelenkunde des Dichters.

Um Hektor klagt auch Helena, die königliche Frau, Zeus' Tochter, die Anstifterin alles Unheils, das über Ilios hereinbricht. Hektor, der die Last des Kampfes beinahe allein trug, hat sie das nie empfinden lassen; dieses Edelmutes gedenkt sie jetzt trauernd. Der Schmerz weckt auch in ihr reinere Empfindungen. Anders erschien sie, von den Ältesten bewundert, zu Beginn der Dichtung in dem Gespräche mit Priamos, dem sie von der Mauer herab die Personen der griechischen Führer erklärte. Damals klagte sie freilich sich selbst an, dass sie die Schuld am Kriege trage; und ebenso Hektor gegenüber, als dieser, um Paris auf den Kampfplatz zu holen, in ihrem Hause weilt. Aber hier fügte sie, mit einer Reflexion, die in der homerischen Welt vereinzelt dasteht, hinzu: Zeus müsse es wohl so gewollt haben, damit sie und ihr Buhle künftigen Geschlechtern einen Stoff zum Gesange gäben. Helena ist die einzige Frau, die in beiden Dichtungen auftritt. In der Odyssee weilt sie wieder in Sparta bei ihrem ersten Gemahl und gibt uns das Beispiel einer liebenswürdigen Wirtin, besonders anmutig wirkend mit dem Geschenke, das sie, eine Arbeit ihrer Hände, dem Telemach im voraus für seine künftige Braut mitgibt.

Die Hoffnung, dass wir bei genauerem Betrachten homerischer Frauengestalten den Dichter als Psychologen und Charakterzeichner kennen lernen würden, hat uns nicht getäuscht. Aber der Gedanke, von hier aus die Frage nach seiner Person zu beantworten, kann ernstlich nicht bestehen. Auch in der Odyssee machen doch Leiden und Taten der Männer den Hauptinhalt

aus. Nur soviel können wir sagen: in dem umfassenden Weltbilde, das uns im griechischen Epos entgegentritt, hatte neben reicher Anschauung der Natur, neben allseitiger Entfaltung männlicher Kraft, auch die Würdigung der Frau und ihrer Eigenart einen vollen Platz; und wer das alles in so ferner Zeit geschaut und empfunden und in Worten ausgesprochen hat die noch heute leben, wer auch immer es gewesen ist — blind war er nicht.

Uber den Ursprung, die Entwicklung und Abgrenzung des Rechts.*)

Vortrag, gehalten am 9. März 1908 von Dr. jur. ten Hompel, Münster i. W.

Ludwig Uhland, ein Mann von deutschem Kern und ausgeprägtem Rechtsbewusstsein, hat die Worte gesprochen:

„Das Recht ist ein gemeines Gut, —
Es lebt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut".

Das Recht ist ein Stück von uns, es ist hervorgegangen aus der geistigen Wesensnatur des Menschen. Und in dieser geistigen Wesensnatur des Menschen erkennt auch das Auge des Ungeschulten zwei Elemente, die nur ein Skeptiker leugnen wird, den Verstand und den Willen. Der Verstand wägt, der Wille wagt. Und der Wille wagt nur so lange recht, als der Verstand ihn regiert. Andererseits wägt aber auch der Verstand nur so lange recht, als er im Willen den verantwortlichen Minister ehrt. Der Verstand muss die Verantwortlichkeit des Willens in seinen Erwägungen durchdringen lassen, wenn anders nicht unverantwortliche Willensakte als Unverständigkeit auf ihn selbst zurückfallen sollen. So finden wir zwischen Verstand und Wille eine geheimnisvolle Wechselwirkung, ein beiderseitiges Richtung-nehmen und -geben, ein Verhältnis, das in Schopenhauers, auch von uns verwertetem Bilde vom Verstandessouverain und Willensminister nur einen ganz dürftigen Ausdruck findet. Abgrundtiefe Rätsel harren hinter diesem Problem ihrer philosophischen Lösung. Schopenhauer hat sie uns nicht gebracht, er ging im Banne seiner Idee fehl, indem er sich der Unzulänglichkeit seiner Symbole nicht bewusst blieb. Ohne es klar zu erfassen, aber hob Schopenhauer jenes gewaltige Problem aus der Tiefe empor, „das zeitweilig verblasst vor Descartes Begriff einer denkenden Substanz, schon von einem Avicebron und Duns-Scotus in ihrer Theorie vom Primate des Willens im Selbstbewusstsein erwähnt wurde und mit der Überwindung des Materialismus ständig an Bedeutung gewann". Wir verweisen hier auf die reichhaltigen Studien von Dyroff im philosophischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft (1905) 18, 1 ff., 125 ff., 281 ff., 424 ff., über Das Ich und der Wille; Das Ich und Empfindung, Vorstellung und Bewusstseinslage; Über den Ichgedanken und über das Selbstbewusstsein.

---

*) Der hier veröffentlichte Vortrag ist hervorgegangen aus meinem im Januar 1908 bei Vahlen in Berlin erschienenen Buche: „Der Verständigungs-Zweck im Recht."

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst

Jahr/Year: 1907-1908

Band/Volume: 36_1907-1908

Autor(en)/Author(s): Cauer

Artikel/Article: Homerische Frauengestalten. XLVII-L